UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Eiserne Zeit

Bömers, Karl

Detmold, 1889

Vrischemai.

urn:nbn:de:hbz:466:1-12591

Visual Library

Vrischemai.

„De uns diesen reihen vorsank
Vrischemai is he genant,
He heft id wol ut gesungen."
(Lied aus der Soester Fehde.)

I.

An einem warmen, sonnig klaren Herbstnachmittage, da man das Jahr des Heils 1446 schrieb, zog ein Reiter auf gemächlich ausschreitendem Rosse die von Arnsberg nordwärts über die Hardt führende Straße durch die Börde von Soest. Kräftig und gedrungen war die Gestalt des Mannes, jugendfrisch das Gesicht, aus welchem die großen, hellblauen Augen trutzig und lustig in die Welt schauten. Er hatte die Helmkappe von dem falben, kurzgeschorenen Haargelock abgenommen und sie an den Sattelknauf gehängt; über die Stirn lief eine kaum vernarbte Wunde, die mochte ihn geschmerzt haben in der beengenden Haft des Stahlreifens.

Nachdenklich wurde der Reiter, langsamer ließ er das Roß schreiten, je näher er der Stadt Soest kam, und als sie nun, einige tausend Schritt entfernt, vor ihm lag, die stolze, ehrenreiche Feste mit ihren blinkenden Türmen, Laufzinnen und Mauerkronen in den spielenden Lichtern der Sonne, da hielt er sein Tier an und fuhr sinnend mit der Rechten über den langen, gelben Schnauzbart und das volle glatte Kinn. Lange schaute er auf die Stadt, als müsse er sich immer aufs neue

überzeugen, daß sie wirklich noch auf dem alten Fleck stehe; dann hob er sich aus dem Sattel, zog das Pferd auf eine kleine Anhöhe links vom Wege, die mit schlanken Buchen und Unterholz bestanden war und über welche ein schmaler Waldweg lief, der auf die Heerstraße zielte. Dort band er das Pferd an einen Baum, streckte sich in das Gras am Raine und blickte auf die Stadt; er mochte eine weite Tagereise hinter sich haben, denn über all dem Schauen und Sinnen fielen ihm die blinzelnden Augen zu, er schlief ein.

Noch nicht lange hatte er geschlummert, da kam ein jugendlich Weib den Waldweg daher, das führte ein kleines Mägdlein an der Hand und plauderte lustig mit ihm. Es war Margarete von dem Broke mit ihrem Nichtlein; sie kam aus dem hinter dem Hagen belegenen Garten ihres Bruders, des Bürgermeisters von Soest, dem sie, da er im Witwerstande lebte und sie selbst noch ledig war, den Hausstand besorgte. Jungfräulich und lieblich war ihre schlanke Gestalt, sie hatte unter den schattigen Bäumen den weißen, faltig aufgebauschten Sommerhut in den Nacken geworfen, das weiche goldblonde Haar rann lose um die Schläfen des rosig überhauchten Gesichtes, in welchem Anmut und Strenge holdselig gepaart erschienen. Der Schnitt dieses Antlitzes war regelmäßig, die etwas gebogene Nase, die hochgeschwungenen Brauen unter der hohen Stirn gaben ihm einen Zug von Kälte, Stolz und Entschlossenheit, aber dieser Zug wurde gemildert durch ein heiteres, wohlwollendes Lachen, das die sanftgeschwellten, roten Lippen umspielte, und durch den freundlichen, treuherzigen Blick der tiefen, blauen Augen. Man nannte sie die schöne Grete von Soest, und sie hatte ein Anrecht auf diesen Namen.

Unter heiterem Gespräche waren beide der Stelle nahe gekommen, wo der Reitersmann schlief. Stumm,

mit scheuem Seitenblicke, musterte Margarete das am Pfade angebundene Pferd und den Schläfer im Grase. „Dietwald!“ kam es zögernd, fast ängstlich von ihren Lippen, rasch zog sie das staunende, gaffende Kind, dem sie Schweigen winkte, mit sich fort, auf die Heerstraße, dann aber blieb sie überlegend stehen.

„Der dort schläft, ist lange fortgewesen,“ sagte sie zu der Kleinen, „und als er fort war, ist ihm der Vater gestorben. Das weiß er vielleicht noch nicht,“ fuhr sie langsam fort, „und da er nun keinen Verwandten mehr hat in der Stadt, und es doch wissen muß, hört er es wohl am liebsten von uns. Komm, Imma, wir wollen uns nochmals nach ihm umschauen.“

Sie gingen leise zurück. Der Reiter schlief fest; der Trotz, welcher auf seinem Antlitz lag, wenn er wachte, war geschwunden, ein schöner Traum schien ihn zu umschweben, ein lieblich Lachen ging über seine Züge und verlieh ihnen anmutenden Reiz. „Lache einmal, Imma!“ flüsterte Margarete, als sie den Mann eine kleine Weile beobachtet hatte und das Kind lachte herzhaft, während Margarete sich stellte, als wolle sie vorüberschreiten. Der Schläfer fuhr empor, aufrecht saß er am Raine, verwundert sah er die Vorübergehenden an, dann sprang er rasch auf, und halb freudig, halb scheu eilte er zu Margarete hin, die lächelnd stehen geblieben war.

„Gretchen — Fräulein Margarete,“ sagte er verlegen, „glückverheißend erscheint Ihr mir hier, bei meiner Heimkehr aus der Fremde; ich habe gezögert, die Vaterstadt zu betreten, denn vieles kann sich ändern in sechs Jahren und schwere, sorgende Gedanken kommen über den Landfahrer, wenn er die heimischen Türme wiederschaut.“

„So will ich Euch freundlich willkommen heißen, Dietwald Vrischemai,“ erwiderte sie herzlich und streckte

ihm die Hand entgegen, „möchte mein Willkommgruß Euch Glück bringen!"

„Er wird es gewiß!" meinte er zuversichtlich, „nach dieser Begegnung kann ich getrost einreiten in die Mauern von Soest. Wie groß und schlank seid Ihr geworden," fuhr er heiter fort, „seit ich Euch zuletzt gesehen, da Ihr als ein noch nicht völlig erwachsen Mägdlein an Eures Vaters Gartenzaune standet; freilich schon damals, als ich fortzog, als Frau Sonne so lieblich gelacht und alle Vöglein sungen, hab' ich ein Röslein zu schauen gedacht, das aus dem Grase gesprungen."

„Ihr scheint noch immer der kecke Reimschmied von damals zu sein," versetzte sie lächelnd, „damals, ja damals — es hat sich vieles verändert seit jener Zeit," fügte sie ernst hinzu, „hinter jenem Zaune wohnen jetzt andere Leute, vor Jahresfrist ist mein Vater auf jenen Wällen gefallen, im Kampfe gegen die Erzbischöflichen von Köln."

„So ist es doch eine Trauernachricht, womit Ihr mich empfangt," sagte Dietwald teilnehmend, „es ist mir weh ums Herz, daß ich ihn nicht wiedersehen soll, Euren guten Vater, der gegen mich, den geringen, immer so freundlich gewesen."

„Und dein Vater ist auch gestorben, als du fort warst," berichtete die kleine Imma, indem sie die Hand Dietwalds erfaßte, der sie bislang kaum beachtet hatte. Er wurde blaß. „Ist es wahr?" fragte er und schaute Margarete mit tieftraurigem Blicke an. Sie nickte stumm.

„So tragen wir gleiches Geschick," sagte er tonlos, „das ist kein Trost und ist doch einer." Er wandte sich ab, um die Thränen zu verbergen, die ihm in die Augen traten. „Wann?" sagte er, „wann ist er gestorben?"

„Am Weihnachtsmorgen vor einem Jahre," versetzte sie, „der Küster von St. Patroklus wird Euch näheres über ihn mitteilen. Auch Ihr habt einen guten Vater verloren, den wir nicht vergessen wollen. Wo seid Ihr so lange gewesen, Dietwald?" fragte sie, sichtlich bestrebt, ihm über die ersten schmerzlichen Gedanken hinweg zu helfen.

„Unten im Schweizerlande bin ich gewesen," antwortete er, „habe den Züricherkrieg mitgemacht, auf Seiten Oestreichs; als ich aber vernahm, daß die Soester in harter Fehde gegen den Bischof Dietrich von Köln liegen, litt es mich nicht mehr da unten. Ich dachte, sie haben dich vielleicht nötig daheim und weil sie doch in Zürich, nach der Schlacht bei Ragaz am Fridolinustage, eine Waffenruhe beredet, welcher der Frieden folgen soll, bin ich fortgeritten. Habe schönes, schweizerisches Gold mitgebracht," setzte er hinzu, „um meinem Alten gute Tage zu bereiten, die er oft entbehrt hat, — nun komme ich zu spät."

Er beugte sich zu dem Kinde nieder und fuhr mit der Rechten liebkosend über Immas helles Haar.

„Woher weißt du denn, Kleine," fragte er, was mir Leides geschehen, da du mich nicht kennst und auch meinen Vater wohl nicht gekannt hast?"

„Die Muhme hat es mir erzählt — ", erwiderte das Kind.

„Ich habe es Imma gesagt," fiel Margarete ein, und das Blut schoß ihr ins Gesicht. „Als wir Euch hier erschauten und ich mir dachte, Ihr würdet noch nicht wissen, was Euch widerfahren, thatet Ihr mir leid, Dietwald, und ich sprach dem Kinde mein Mitleid aus. Imma ist das Töchterlein meines Bruders, der jetzt Bürgermeister von Soest ist; ich vertrete Mutterstelle an ihr, seit mein Bruder ein Witwer geworden; er wird Euch wohl gebrauchen können im Dienste der

Stadt," fuhr sie fort, „denn der Erzbischof stört unsren Frieden noch immer mit seinen reisigen Scharen."

„Ich weiß es, ich weiß es," sagte Dietwald, und ein Schimmer von der alten Lebensfreudigkeit zog über sein Antlitz, „jenseits des Rheins habe ich den Herzog Johann von Kleve getroffen, der die Kölnischen dort tapfer zusammengehauen hat auf seinen Streifzügen, seit ihnen der Ansturm auf Soest mißglückt ist im vergangenen Sommer. Habe auch mit dreingehauen unter Herzog Johann, und diese Schramme auf der Stirn hat mir ein Kölner gezeichnet. In den nächsten Wochen kommen die Klevener zurück, ich bin einstweilen vorauf geritten, um zu schauen, wie es daheim steht. Und wenn ich auch niemand mehr habe," fuhr er frohmütig fort, „dem meine Rückkehr das Herz rascher klopfen macht, freut es mich doch, daß ich wieder hier bin."

„Mancher wird dich freudig begrüßen, dem du ein Jugendgespiele, wie mir gewesen, Dietwald," ermunterte Margarete, und in Bestürzung, daß ihr das vertrauliche „du" entfahren, setzte sie rasch hinzu: „Verzeiht, ich muß eilen, ich habe schon zu lange geplaudert, ich muß das Abendbrot rüsten, ehe die Herren unsres Hauses heimkommen."

„Da kommen sie schon," sagte Imma und deutete auf zwei Männer, die weit hinten am Waldrande in den Fußpfad einbogen, „mein Vater und dein Bräutigam."

„Euer Bräutigam?" fragte Dietwald und wieder wurde er blaß und die Lippen biß er sich fast wund, „so habt Ihr doch nicht eitel Trauer, sondern auch Freude erlebt, seit ich fort war, — das freut mich — Euretwegen."

„Besucht uns mal bald," bat sie hastig, „dann mögt Ihr meinen Bräutigam kennen lernen und mir Glück wünschen."

Sie grüßte flüchtig; wieder beugte er sich zu dem Kinde nieder und sagte ihm herzlich Lebewohl. „Heute hast du mir nur Leid verkündet, Kleine," flüsterte er, „später mußt du mir auch einmal etwas Lustiges berichten."

Sinnend schaute er den Davongehenden nach, dann schwang er sich in den Sattel, er wollte den Bürgermeister und den Bräutigam jetzt nicht begrüßen, so hielt er die Mitte zwischen den Voraufschreitenden und den Nachfolgenden, indem er langsam des Weges ritt. Weh war es ihm ums Herz, als er der Stadt nahe kam, leise summte er ein Lied vor sich hin, das er in Soest vor Zeiten gelernt:

Nun schick dich, Herz in Trauern,
Was lockt die Welt dich an,
Wo keine Freude dauern,
Kein' Lust bestehen kann?
Wo alles wechselt viel,
Bis wir dahin gefahren,
Nach Tagen oder Jahren,
An ein gemeinsam Ziel.

Er ritt nach St. Patrokli Dome. Unter den Linden an der Pforte des Münsters spielten die Knaben und Mädchen dieselben Spiele, die er einst dort mitgespielt, die kleine Grete war auch dabei gewesen, aus seinem niedrigen Stüblein neben dem Dome schaute der Küster Valentin, ein dürres Männlein mit runzlichtem Gesichte, in den sonnigen Abend. Er rief den Alten heraus. „Ei, du großer Gott von Soest," rief jener, als er des Reiters ansichtig geworden, „Dietwald Vrischemai, wo kommt Ihr her?"

„Sollt mir das Grab meines Vaters zeigen," bedeutete ihn Dietwald, „das will ich zuerst besuchen nach meiner Heimkehr."

„Ist gut und löblich gehandelt," versetzte der Alte, „komme schon!" Und er kam mit einem paar großer

Schlüssel, Dietwald ließ von einem jungen Gesellen sein Pferd umherführen und folgte dem Küster. Der führte ihn auf den Friedhof, schweigend standen sie an einem Hügel still, auf welchem ein frischer Blumenstrauß lag. Dietwalds Lippen zuckten, er fuhr mit dem Aermel des Gewandes über die Augen, dann legte er die Hände in einander, Valentin trat beiseite, er wollte den Mann nicht stören durch ein vorlautes Wort.

„Wer hat den Strauß auf die Scholle gelegt?" fragte Dietwald.

„Die schöne Grete von Soest, alias Fräulein Margareta von dem Broke, die Schwester des regierenden Bürgermeisters!" erwiderte Valentin, „große Ehre, nicht wahr? Allzeit, wenn sie für ihren Vater einen Kranz gebracht, hat sie einen Strauß hier niedergelegt. Ein gutes Fräulein, man könnte sie mit Fug die gute Grete von Soest nennen und so heißt sie vielleicht auch später, denn die Schönheit vergeht."

„Ich möchte auch jenes Grab sehen, wo sie Margaretens Vater bestattet," sagte Dietwald; der Küster führte ihn auch dorthin, und als sie auch dort längere Zeit geweilt, geleitete er den Heimgekehrten in sein Stüblein, weil er ihm, wie er sagte, Wichtiges mitzuteilen habe.

Dietwald warf sich in den alten hochlehnigen Stuhl am Fenster und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Ich bin zu spät gekommen, zu spät," rief er dumpf, „Gott bewahre jeglichen vor solcher Heimkehr!"

„Dietwald," sagte Valentin, „— vergönnt mir, daß ich Euch „du" nenne," schaltete er ein, „denn wenn du auch ein feiner Mensch geworden bist, hast du mir früher auf der Schulbank doch viel Aerger und große Last gemacht und ich möchte bei der vertraulichen Anrede von damals verharren; du kannst dich ja mir

gegenüber derselbigen vertraulichen Ansprache bedienen, schon um deswillen weil ich der älteste Freund deines Vaters gewesen bin; — Dietwald, — ja, das wollte ich dir sagen, — ich habe dir Grüße zu bestellen von deinem Vater, ich war bei ihm in der letzten Not und das mag dich beruhigen, er war ganz fröhlichen Herzens in dieser Not. Du weißt ja, daß dein Vater die Musikam immer sehr geliebt und sie jederzeit zu gemeinem Besten, als dieser Stadt erster Musikus, freudig exerzieret hat. Nächst dieser holdseligen Kunst war ihm ein guter Weintrunk die liebste irdische Gabe, leider haben Musika und Wein sein Ende, ich will nicht sagen, herbeigeführt, aber es doch um etwas beschleunigt. Der Wein hatte ihm nach aller Lustigkeit eine Herzbeschwernis für seine alten Tage hinterlassen, das Herz wollte nach der fröhlichen Zeit nicht mehr so richtig klopfen, wie früher. Am ersten Weihnachtstage vor einem Jahre früh morgens ließ er sich die letzte Wegzehrung reichen, als der Priester fortging, winkte er mir, ich solle da bleiben und sprach: ‚Valentin, wenn mein Junge, der Dietwald, heimkehren sollte, grüße ihn und sage ihm, er solle den Kopf nicht hängen lassen, weil er mich nicht mehr vorfinde, sondern er solle fein lustig und in Gott vergnügt sein; ich sei auch immer fröhlich im Leben gewesen und getrost von hinnen gefahren.‘ — Und sieh, Dietwald, es war früh am Weihnachtsmorgen, wo er sonst als erster Musikus den Choral vom Dome hat blasen müssen; das mochte ihm schwer im Sinne liegen, denn er sprang auf und rief: ‚Nun will ich Gott ehren mit dem letzten Liedlein!‘, riß das Fenster auf, griff sein Horn und blies die Choralweise durch die stille Straße. Freilich mußte er bald ablassen, aber er hatte doch seinen Willen; zufrieden lehnte er sich in den Stuhl zurück, schloß die Augen und that sie nimmer wieder auf.“

Mit tiefer Wehmut und Rührung war Dietwald der Erzählung des Alten gefolgt.

„Schmerzlich und tröstlich zugleich ist mir alles, was du mir da mitteilst," begann er. „Ja, ja, — so war der Alte; rechtschaffen lustig ist er gewesen sein lebenlang und einen fröhlichen Kostgänger, der ihn nur selten vergessen und ihn noch mit dem letzten Liede hat ehren wollen, wird Gott wohl in Gnaden annehmen. Ich will thun, wie der Alte gewollt hat, ich will den Kopf nicht hängen lassen, man soll das Leben nehmen, wie es ist, und sich nicht darob grämen und ängstigen. Wer mag sagen, was und wie noch alles kommt und sich fügt, du weißt es nicht, alter Dompfaffe, und ich weiß es auch nicht."

Er sprang empor, stülpte die Helmkappe auf den Kopf und wollte fortgehen.

„Halt!" rief Valentin, „erst muß ich dir die Erbschaft deines Vaters ausfolgen."

Er nahm aus einem Wandschranke ein gewundenes Horn und eine Fiedel. „Dies ist alles, was übrig geblieben," begann er, „das andre ist versilbert, um die Kosten eines wohlanständigen Begräbnisses zu decken, denn obwohl ich ihm die Schiedung umsonst geläutet, hat die traurige Feier doch ein großes Stück Geld gekostet. Das Horn aber, auf dem er sein letztes Stücklein geblasen, wollte ich behalten, mitsamt der Fiedel; nun du aber wiedergekommen, gehören die Sachen dir."

Mit traurigen Blicken musterte Dietwald die Instrumente. „Ich danke dir!" sagte er zu Valentin und reichte ihm die Hand zum Abschiede, „daß du dieses so eingerichtet, ist gut, auch das Geläute schreibe ich, namens des Vaters, auf Rechnung der Freundschaft; da es sich nun aber so gefügt, daß ich nicht arm heimgekommen bin, mußt du auch eine Gabe von mir

annehmen, zumal du mir auch früher mit deinem Haselstabe manchen guten Dienst geleistet hast. Nimm das und kaufe dir, was dir Freude macht. Dies Horn nehme ich gleich mit, die Fiedel kannst du mir nach der „Stadt Lippe" senden, wo ich Herberge nehme."

Rasch, ohne die Dankesworte des Küsters für die ihm in die Hand gedrückten Goldstücke abzuwarten, ging er davon, nahm sein Pferd am Zaume und schritt nach dem Markte, an dem die „Stadt Lippe" lag. Bald hatte er es sich in der sauberen, geräumigen Herberge, die zur Ehre der benachbarten Feste Lippstadt ihren Namen trug, bequem gemacht, und nachdem er für sein Pferd Sorge getragen, sich selbst auch mit Speise und Trank gestärkt hatte, setzte er sich, da der Abend noch warm genug, auf die Steinbank des Hauses und schaute nach dem hohen Hause gegenüber, das, wie er wußte, dem Bürgermeister von dem Broke gehörte. Als es dann fast dunkel geworden war, holte er sein Horn; lustige Weisen wollte er nicht blasen, im Anschluß an den verklungenen Weihnachtschoral, aber blasen und seinem Herzen Luft machen, wollte er. Lang und langsam zogen die Töne über den stillen Marktplatz:

Nun schick dich, Herz in Trauern,
Was lockt die Welt dich an,
Wo keine Freude dauern,
Kein' Lust bestehen kann?
Wo alles wechselt viel,
Bis wir dahin gefahren,
Nach Tagen oder Jahren,
An ein gemeinsam Ziel.

Das Lied hatte ihn sein Vater gelehrt und Dietwald blies es wie ein Meister. Lockend wirkten die Töne auf Nachbarn und Vorübergehende, und es währte nicht lange, da hatte sich auf dem Platze, vor den Häusern eine beträchtliche Anzahl von Zuhörern

eingefunden. Aus der tiefernsten Tonart ging Dietwald bald zu anderen, weniger ernsten Weisen über, schier unmerklich, ohne alles Gegensätzliche; und die heiteren Klänge gefielen den Zuhörern bei weitem besser, man umringte den Spielmann, als er das Horn beiseite legte und bat ihn fortzufahren. Er schüttelte den Kopf. „Es ist genug," sagte er, „es wird kühl, im Bürgermeisterhause drüben löscht man die Lichter, wir müssen schlafen gehen."

Da trat ein Knabe an ihn heran, der bestellte einen Gruß von dem Küster und er schicke die Fiedel.

„So spielet uns noch eine Fiedelweise," baten die Jungfern aus den Häusern am Markte, „dann wollen wir gehen."

„Nun wohl," begann Dietwald, „ich will den Kopf nicht hängen lassen, wie ein Trauernder, obschon ich gerechten Grund hätte, — Anna Kleppink," unterbrach er sich, da er in dem aus der Stube fallenden Lichtscheine einen krausen Blondkopf gewahrte, dessen Inhaberin neben ihm stand. „Potztausend, wie groß seid Ihr geworden, seit wir uns nicht gesehen. Möchtet wohl noch tanzen heute Abend?"

Staunend sah die Angeredete ihn an. „Dietwald Vrischemai," rief sie überrascht, „seid Ihr es wirklich?" und „Dietwald Vrischemai," „unser Stadtkind," summte es rings im Kreise, als sei über die Versammelten eine plötzliche Erleuchtung gekommen.

„Ja," lachte der Spielmann munter, „der bin ich freilich, und da ich nun wieder hier bin und diese Fiedel nun auch wieder in rechter Hand ist, lasset uns sehen, was wir zuwege bringen."

Er nahm die Geige aus dem Kasten, prüfend glitt seine Hand über Saiten und Bogen, alles war wohl imstande, sogar gestimmt war das Instrument, Valentin mochte dafür gesorgt haben. Sachte ließ Dietwald den

Bogen über die Saiten gleiten; leise hub sich das Singen und Klingen, Schwirren und Girren, wuchs und schwoll allmählich unter der kunstgeübten Hand, bis die hervorquellenden, lachenden Töne einander zu jagen schienen in wirbelnden Kreisen. Und von dem prickelnden Zauber der Tanzweise erregt, griffen die lustigen Gesellen von Soest die Mägdlein bei der Hand, um sich am Markte zum Reigen zu stellen; da rief Dietwald: „Halt, nicht hier am Markte, das verbietet der Stadt gemeine Ordnung; wer tanzen will, mag mir folgen; es ist Samstag abend."

Geigend schritt er vorauf in den weiten Raum der Schenkbude, schon waren Tische und Stühle hinweggeräumt, und bald drehten sich die Paare im Kreise um Dietwald nach den bestrickenden Klängen der Fiedel. Längere Zeit hatte der Tanz gewährt, unermüdlich hüpften die Töne hervor unter der Deckenwölbung der Geige, da sprang eine Saite und als habe es der schrille Laut, mit dem sie sprang, Dietwald zum Bewußtsein gebracht, daß er Unschickliches treibe, indem er als höherer Kriegsmann den Kindern von Soest zum Tanze aufspiele, ließ er den Bogen sinken, legte die Geige in den Kasten, rief mürrisch einen Gutenachtgruß in den Schwarm und stieg schnell die Treppe des Hauses hinan in die ihm gewiesene Kammer.

Rasch hatte die Schar der Gäste sich verlaufen, der Wirt zur „Stadt Lippe" schloß sein Haus, still ward es auf dem Marktplatze, den Dietwald von dem geöffneten Fenster seines Kämmerleins aus überschaute. In dem Hause gegenüber brannte noch ein Licht, hinter dem weißen Vorhange huschte ein Schatten; Dietwald dachte an Margarete, sie war ihm wieder so nahe und stand ihm doch ferner als je, die schöne Grete von Soest. Es war ein vermessener Gedanke von ihm gewesen, sie zu gewinnen und doch hatte er den

Gedanken immerfort mit sich getragen, um ihretwillen war er fortgezogen, um ihretwillen hatte er das Gewerbe eines Spielmannes, dem noch stets ein gewisser Makel anhaftete, gegen den Willen des Vaters aufgegeben, war ein Kriegsmann geworden und hatte es bis zu dem ansehnlichen Stande eines Standartenjunkers gebracht; hoffnungsreich war er heimgezogen, er hatte gedacht, in der Fehde mit den Kölnern Zeit und Gelegenheit zu finden, durch rühmliche Führung hohe Ehren und am Ende noch gar die Jugendgespielin zu erringen; den hochfahrenden Sinn der schönen Grete hatte er dabei außer Berechnung gelassen. Der Wirt hatte ihm erzählt, daß sie sich mit dem Junker Gerwin von Harf verlobt habe, der ein Stadthauptmann von Soest sei, ein stolzer Herr von feinem Aeußern; dies Verlöbnis mochte ganz nach Margaretens Sinn sein; was galt ihr der Sohn des Stadtmusikanten neben dem Junker? Von Gerwin hatte er schon gehört jenseits des Rheines; er war aus Haß gegen die Kölner und den Herzog von Berg in den Dienst der rebellischen Stadt getreten und hatte sich stets tapfer für sie geschlagen.

Lange lag Dietwald in seinem Fensterlein, die freundlichen Worte, die Margarete zu ihm am Nachmittage gesprochen, die Sträuße, die sie auf das Grab seines Vaters gelegt, wollten ihm nicht aus dem Sinne, vielleicht war sie doch nicht so stolz, wie er sich einreden wollte, vielleicht wäre doch alles anders geworden, wenn er nicht zu spät gekommen wäre.

Der Lichtschein gegenüber erlosch, da ging auch Dietwald zur Ruhe.

II.

Am andern Morgen, in heller Sonntagsfrühe, saß Dietwald Vrischemai wieder auf der Steinbank vor der

„Stadt Lippe." Er hatte einen tiefen Nachtschlaf gehalten und nach diesem dünkte ihm die Welt wieder lichter und farbenreicher als gestern, die alte lustige Beherztheit, der überlegene Trotz standen ihm wieder auf dem Gesichte geschrieben. Er pfiff ein Lied leise vor sich hin und musterte die Giebel der wohlbekannten Häuser, von denen herab die Tauben gurrten und die Spatzen zwitscherten, dann und wann schweifte sein Blick auch nach dem weißen Fenstervorhange, den er abends zuvor so emsig betrachtet hatte und der noch geschlossen war.

Das kleine Mädchen, das er tags zuvor in Margaretens Geleit kennen gelernt, kam aus dem Bürgermeisterhause; in vollem Sonntagsstaat spreizte sich die Kleine wie ein Pfau in der Sonne.

„Die kommt sicherlich nicht so früh heraus, um zu sehen, sondern um gesehen zu werden," brummte Dietwald, „diese Weibsleute, die Eitelkeit der Welt und der Stolz auf schöne Gewandung steckt darin, mögen sie noch so jung sein. Imma!" rief er dem Kinde zu, und das Kind, da es ihn wiedererkannte, kam ohne Scheu über den sonntäglich stillen Marktplatz.

„Wie schön bist du, Imma," sagte er staunend und reichte ihr die Hand, „schon so früh am Morgen in deinen bunten Kleidern!"

„Die Muhme macht mich immer so schön, wenn es Sonntag ist," erwiderte sie verlegen und hüpfte auf die Steinbank, „sie ist so gut, so gut, — heute aber ist sie ärgerlich und gestern abend war sie auch ärgerlich," fuhr sie geschwätzig fort, „sie hat sich über dich geärgert, weil du gestern abend zum Tanze gespielt hast, gleich nach deiner Rückkehr, und sie hat auch gesagt, du habest kein Herz und der Vater sagt doch immer, ein Herz habe ein jeder."

„Ich habe auch eins," versetzte Dietwald kleinlaut, „hier sitzt es und hämmert immerfort, tuck! tuck! grade wie deines."

„Das habe ich gleich gedacht," lachte sie, „zu dem Oheim Gerwin hat sie auch schon gesagt, er habe keines und der hat doch eins; der Oheim hat sich auch geärgert, weil wir mit dir gestern so lange gesprochen, er hat gesagt, Landfahrern und Spielleuten müsse man aus dem Wege gehen."

„Da darfst du auch heute morgen nicht mit mir sprechen," bemerkte er freundlich, aber ein harter Zug lag auf seinem Antlitz, „sonst schilt dein guter Oheim."

„Ein guter Oheim ist er nicht," plauderte sie eifrig, „er ist oft so böse, so böse, und ich spreche doch mit dir, denn du bist viel freundlicher und so schön blasen kann der Oheim auch nicht; er kann gar nicht blasen," lachte sie; „o, wie hat sich die Muhme gefreut, als sie dein erstes Stück hörte, sie hat immer am Fenster gestanden und gehorcht, ehe sie ärgerlich wurde."

„Der Aerger ist nun einmal da, hieran ist nichts mehr zu ändern," sagte er, „vielleicht vergeht er auch mal wieder. Ich möchte dir so gern etwas schenken, Imma," setzte er nachdenklich hinzu, „und weiß nicht, was! Ja, ich weiß es," — er griff in das Wams und zog eine rotseidene Schnur hervor, woran die kleine silberne Figur des Ritters Patroklus, des Schutzheiligen von Soest, hing, — „wer dies hat, kann immer lachen und fröhlich sein, wer es aber verliert, muß immer weinen, — willst du es haben?"

Sie nickte befangen. „Ich verliere es nicht," flüsterte sie und betrachtete das rote Band mit strahlenden Augen; „ich hänge es um den Hals."

„Thue das," nickte er, „sage aber keinem, daß ich dir dies Männlein geschenkt, sonst läuft es fort."

Das versprach sie und sprang davon, mit dem Schmuck um den Hals, er aber ging sinnend in das Haus. Dort kleidete er sich sonntäglich an, mit den besten Stücken, die er im Mantelsacke hatte; bei der Musterung des Zeuges schien ihm das Sonntagswams nicht gut genug mehr, er eilte zu einem Gewandschneider und kaufte sich aus dem reichen Vorrate desselben ein neues, zog es auch sofort an. „Mir wäre dies, welches ich trage, noch gut genug," sagte er dem ihm von früher bekannten Händler, „aber der Soester wegen muß ich dies neue anziehen, denn es ist bitter, als ein armseliger Landfahrer angesehen zu werden."

Er schritt aus dem Thore der Stadt, durch die wohlbekannten Hecken der Gärten, an die sich für ihn so manche Erinnerung knüpfte, grüßte hier und da einen Genossen früherer Zeit, der ihm begegnete, und gelangte so in die Nähe des Grandwiger Thores, auf welches im letztvergangenen Sommer die Kölner, die von der Har hergezogen, einen Ansturm unternommen hatten. Da lag der Garten vor ihm, der Margaretens Vater gehört hatte, da war der Zaun, an dem Margarete gestanden, als sie ihm Lebewohl gesagt hatte. Ueber den Zaun hatte sie ihm die Schnur gereicht, an welcher der Schutzheilige Patroklus hing, damit er sie trage und der Heilige ihn schütze in jeglicher Fährlichkeit. Sie waren noch so jung gewesen damals, sie hatte fünfzehn und er achtzehn Jahr gezählt und jetzt nach sechs Jahren kam ihm alles so alt, und auch er selbst sich so hochbejahrt vor, alles war herbstlich, alles öde und leer geworden. Neben dem Garten lag ein andrer, der gehörte zu dem Hause, in dem sein Vater als ein Mietling gewohnt hatte; in den Gärten lagen noch die Steine, mit denen die Bürger den Anprall der Kölner abgewehrt hatten, die Beete waren zertreten

und Dietwald summte und pfiff im Unmut leise durch die Zähne:

Und wer einen steinigen Acker hat,
Dazu einen stumpfen Pflug,
Und wem sein Schatz zum Schelmen wird,
Hat der nicht Kreuz genug?

Der alte Liedvers wollte ihm nicht aus dem Sinne, verfolgte ihn auch in die Kirche „Unsrer lieben Frau zur Wiesen," in die er auf seiner unsteten Wanderung eintrat, da er Chorgesang in derselben erschallen hörte. An altgewohnter Stätte stand Dietwald im Kirchenschiff, hielt die Helmkappe vor das Gesicht und betete, und als er die Kappe sinken ließ, sah er Margarete vor sich, die gegenüber im Stuhle saß. Nun war es fast vorbei mit seiner Andacht, denn neben Margarete saß ein Mann in schwarzer Gewandung, mit weißer Halskrause und goldener Halskette und dieser Mann war, wie er vermutete, Gerwin von Harf. Gerwin war aus Böhmen gebürtig, schlank und geschmeidig war seine Gestalt, gelblich-weiß sein schmales Gesicht mit keck vorspringender Nase und dünnen Lippen, und aus diesem bartlosen, feinen Gesichte, das unter dem schwarzen, krausen Haar noch blasser erschien, blickten die dunkelglänzenden Augen hinter eng geschlitzten Lidern finster, in unruhiger Bewegung. Er mochte inmitten der dreißiger Jahre stehen, hatte etwas Vornehmes in Haltung und Gebärde, was den Weibern gefällt und auch die Männer besticht. Dietwald freute sich, als der Priester den Segen erteilte, der ihn von dem Anblick des Böhmen befreite, auf den er, solange er ihm gegenüber saß, die Augen heften mußte, er mochte es wollen oder nicht wollen. Rasch suchte er die nächstgelegene Kirchenpforte zu gewinnen und ging nach dem Markte, in das Haus des Bürgermeisters, um ihm seine Dienste zu der Stadt gemeinem Wohle anzubieten.

Johann von dem Broke, ein Mann von behäbigem Aeußern und glattem Wesen, nahm ihn mit gemessener, aber nicht unfreundlicher Haltung auf.

„Ihr seid ein Stadtkind," sagte er, „ein Sohn unsres liebwerten ersten Musikers, den ich so wohl gekannt und gelitten habe; da muß ich Euch freundlich willkommen heißen, obschon Ihr Euch nicht sonderlich ehrbar hier wieder eingeführt, indem Ihr Männlein und Weiblein verlockt habt zu lärmvollem Reigensprung, was nicht hätte sein sollen."

Dietwald brachte etwas vor, das wie eine Entschuldigung klang. Herr Johann unterbrach ihn: „Es soll in Soest keine Fiedel gerührt werden zum Tanz ohne des Rates Verstattung, zumal in dieser Zeit, wo wir in keiner Nacht sicher sind, ob wir die junge Mannschaft nicht brauchen gegen die Kölner, die bereits einmal im verhüllenden Morgennebel gegen uns angerückt sind."

„Ich weiß es," entgegnete Dietwald, „und da auch mir dieser Stadt Wohl am Herzen liegt, komme ich, um meinen freundwilligen Dienst als Kriegsmann Euch anzubieten."

„Ganz wohl! Ganz wohl!" versetzte Johann „solche rüstige Gliedmaßen thun uns not. Setzet Euch doch, Vrischemai, erzählet mir, was Ihr inzwischen betrieben und gelernt habt."

Das that Dietwald, er berichtete in wohlgesetzter Rede von seinen Thaten im Züricherkriege und unter Johann von Kleve jenseits des Rheins. Mit zufriedenem Nicken des Kopfes und wohlgefälligem Lächeln des glatten, vollen Gesichts folgte der Bürgermeister seiner Rede, als Gerwin von Harf in das Zimmer trat. Johann von dem Broke machte die Männer mit einander bekannt, eröffnete auch dem Stadthauptmanne Dietwalds Stand und Begehren. Gerwin musterte die

stattliche Gestalt, das blühende, jugendschöne Gesicht des Gastes mit feindseligen Blicken; er hatte am Abend zuvor eine seltsame Aenderung in Margaretens Wesen wahrgenommen, als er dann später in der Ratsschenke am Markte gesessen und dort infolge des Geigenspiels Dietwalds Heimkehr bekannt geworden war, hatte ein Ratmann ihm scherzend zugeflüstert: „Hütet Eure Braut vor dem Gesellen, denn, wofern ich recht unterrichtet, hat er mit ihr vor langer Zeit so ein klein, kindlich Verhältnis unterhalten." Dadurch war ein Mißtrauen in Gerwin entstanden und seine Worte klangen scharf, als er zu Dietwald sagte: „Ich habe keinen Dienst an Euch zu vergeben, Ihr müßt Euch anderweit umschauen, der Sold ist ohnehin knapp genug."

„Hoho!" lachte Johann von dem Broke, „so schroff weist man einen Mann mit solchen Knochen nicht zurück; für den Sold sorgen wir, Bürgermeister und Rat!"

„An dem Solde liegt mir auch wenig!" warf Dietwald hin.

„Also wohl an der Ehre desto mehr?" lachte Gerwin höhnisch, „man kennt das."

„Wohl an der Ehre; entgegnete Dietwald und nahm sich gewaltsam zusammen, „aber auch um diese Stadt, wo ich geboren, sorge ich in erster Reihe."

„Und ich sage Euch nochmals," sagte Gerwin, „Ihr müßt Eure Kampflust bändigen; ich habe keinen Dienst für einen österreichischen Soldfähnrich."

„So muß ich mich darein finden," erwiderte Dietwald bitter und schickte sich zum Fortgehen an. Johann von dem Broke ergriff seinen Arm: „Bleibt einstweilen hier in Soest," bat er, „wir wollen die Sache überlegen, es wird sich wohl alles machen lassen, Ihr sollt Nachricht haben."

Dietwald neigte sich kühl vor dem Stadthauptmann und ging; Margarete mochte er jetzt nicht begrüßen;

ohne nach ihr zu fragen, schritt er über den Marktplatz seiner Herberge zu.

Am Sonntagabend war der Herrensaal der „Stadt Lippe" stets zahlreich besucht von vornehmen Gästen. Ratsherren, Gildemeister und höhere Kriegsmänner einigten sich hier zu herzerfreuendem Trunke, trafen hier mit den Herren zusammen, die von Lippstadt herübergekommen, Freunde und Gesippte zu begrüßen, denn die von Lippstadt suchten selten andere Herberge, als die „Stadt Lippe." So waren auch an diesem Sonntagabende die langen Gasttafeln des Saales dicht besetzt; an der Haupttafel saß Johann von dem Broke mit seinem Schwager Gerwin, im Kreise hochgestellter Männer, an einem der Nebentische hatte Dietwald unter seinen Jugendfreunden Platz gefunden. Uneins mit sich, was er beginnen sollte, ob er in Soest bis zur Stunde etwaiger Not verharren, oder ob er die Stadt verlassen sollte, hatte er den Nachmittag mit schwerem Grübeln verbracht; er hatte alles verloren hier an seinem Geburtsorte, nun sollte er auch den Ort meiden, nach dem er sich solange zurückgesehnt, weil man seinen Dienst nicht gebrauchte an diesem Orte. Teilnahmlos, in Gedanken saß er unter den Jugendfreunden beim Becher, er sprach der Kanne eifriger zu, als es sonst seine Gewohnheit war, in seinem dumpfen Mißmut; das Schwirren der Rede, das Lachen und Scherzen der Gäste wirkte beengend auf ihn und er freute sich, als zu später Abendstunde seine Freunde gingen und auch die Nachbartische allmählich sich lichteten. Endlich ging auch Johann von dem Broke, ohne ein freundlich Wort zu ihm gesprochen zu haben, Gerwin blieb mit einigen Genossen zurück, Dietwald saß allein an seinem Tische, außer ihnen weilten nur noch wenige Gäste hier und dort im Saale. Diese Zeit mußte Gerwin passend erscheinen, mit dem östreichischen „Soldfähnrich," der

hinter ihm saß, anzubinden, denn er führte seinen Freunden gegenüber allerlei verfängliche Reden von „landstreichenden Leuten“ und „gardenden Knechten,“ die ihn in dieser Zeit belästigt; als diese Reden nicht verfingen, wandte er sich an Dietwald, den er über die Achsel ansah.

„Was sitzet Ihr da, als könntet Ihr nicht fünf zählen, und belauscht unser Gespräch?“ begann er spöttisch, „holet lieber Euren Fidelkasten und spielt uns eins auf, Ihr könnt es ja, habt es gestern abend gezeigt.“

„Ich spiele nicht jedem beliebigen Menschen zu Gefallen, sondern nur dann, wenn es mir Spaß macht,“ erwiderte Dietwald ruhig.

„Das soll wohl heißen, man muß Euch mit Geld Lust machen,“ rief der andere, „da habt Ihr Geld, es wird wohl reichen für Euer Künstlein.“

Er warf einen Schilling auf den Tisch, an dem Dietwald saß.

„Ich spiele auch nicht um Geld,“ entgegnete dieser mit eisiger Ruhe und legte die Münze vor Gerwin hin, „behaltet den Schilling, Ihr könnt ihn besser gebrauchen, als ich, denn Euer Sold ist knapp.“

Gerwins weingerötetes Gesicht entfärbte sich; „Euer Vater hat um Geld gespielt,“ schrie er heiser, „so könnt auch Ihr um Lohn spielen, oder dünkt Ihr Euch besser, als Euer Vater war?“

„Das nicht,“ versetzte Dietwald, „aber was dem Vater paßte, paßt dem Sohne nicht immer, sonst müßtet Ihr heute noch den Schusterleisten führen, den Euer Vater gehandhabt.“

„Hund!“ keuchte Gerwin, sprang auf und fuhr nach dem Griff seines Schwertes, „was wagst du zu sagen?“

„Daß Ihr der Sohn eines Schuhmachers seid!" sagte Dietwald gelassen, „laßt Euer Schwert nur in Ruhe," fuhr er fort und griff den Gegner am Handgelenk, „ich will Eurem Gedächtnis zu Hilfe kommen. Hat man Euch nicht am Hofe des Herzogs von Berg Eure Herkunft klar gemacht? Hat man nicht Euren Helm nebst Wappen und Schild in den Kot getreten? He?" — Heftige Bewegung war über die Gäste des Saales gekommen, sie umdrängten die Streitenden und suchten sie zu trennen; Dietwald ließ die Hand des Gegners los, als dieser aber seine Waffe zog, packte er ihn an die Brust, schüttelte ihn und warf ihn zu Boden; der langverhaltene Groll brach in ihm los, und als der Stadthauptmann sich vom Boden hob, zog auch er sein Schwert. Da fiel ihm der Stadtsekretarius Laurentius Wichard, der neben Gerwin gesessen, in den Arm, mit einem heftigen Ruck suchte Dietwald freie Hand zu bekommen, aber bei diesem Ruck fuhr die untere Schneide der Klinge dem Sekretarius seitwärts durch das Gesicht, so daß die weiße Halskrause bald von Blut überströmt war. Jetzt sprangen die Gäste herbei, um weitere Unbill zu verhüten, aus dem Schenkstüblein der Bürger waren inzwischen infolge des Lärms handfeste Männer herbeigeeilt, denen gelang es bald, die erbitterten Feinde von einander zu trennen und die Ruhe wiederherzustellen. Mit dräuender Geberde verließ Gerwin das Gemach, der Sekretarius Wichard war auf einen Stuhl gesunken, man suchte das Blut, das dem klaffenden Risse an der Backe entströmte, zu stillen und sandte nach einem Bader. „Es thut mir leid, daß ich Euch getroffen," sagte Dietwald entschuldigend, „Ihr wißt, daß es wider meinen Willen geschehen, ich hoffe, Ihr werdet mir verzeihen; mein Zorn gegen den Hauptmann war gerecht, Ihr seid des Zeuge."

Unwillig schüttelte Wichard den Kopf, als stehe Verzeihung von ihm nimmer zu erlangen. Bald darauf trat der Wirt zu Dietwald. „Seht Euch vor, Herr," raunte er, „draußen stehen schon die Stadtknechte, Euch zu verhaften, wenn Ihr hinausgeht."

„Warum kommen sie nicht herein, mich zu holen," fragte Dietwald ruhig. „Sie dürfen es nicht," erwiderte jener, „kein Stadtkind darf im Wirtshaus beim Becher verhaftet werden, das ist alte Soester Satzung." Er blinzelte nach dem Fenster. „Entflieht!" raunte er, „das Fenster ist nur angelehnt, sie verstehen keinen Spaß da oben." — „Thorheit!" versetzte Dietwald, „ich will den Schergen ihren Dienst bequem machen; nehmt das und laßt mein Pferd nicht verkommen." Er gab dem Wirt ein Geldstück, dann schritt er hochaufgerichtet hinaus und überlieferte sich den Knechten. —

Sie hatten ihm bald den Prozeß gemacht, die Männer auf den vier Schöffenbänken vor dem Rate, und die Thatumstände, von denen Dietwald geglaubt, sie müßten ihn befreien, hatten nur eine Milderung seiner Strafe herbeigeführt. Dem, welcher einen Mann mit scharfer Waffe blutig verletzt, sollte die Hand abgeschlagen werden, nach dem Rechte der Stadt; Wichard hatte ein dahin lautendes Urteil gefordert: auch Gerwin hatte Sühne geheischt, wohl konnte er nicht leugnen, daß am Hofe des Herzogs von Berg alles so geschehen, wie Dietwald behauptet, aber er beteuerte, es sei ihm von dem Herzoge ein großes Unrecht geschehen, und Dietwald konnte den Beweis nicht erbringen, daß Gerwin eines Schuhmachers Sohn sei. Da die Schöffen nun angenommen, daß Dietwald heftig gereizt gewesen, daß er auch absichtslos den Sekretarius verwundet, hatten sie nicht auf Abschlagen der Hand geurteilt, sondern den Thäter den Gottesfrieden der Stadt entzogen, ihn friedlos gesprochen und ihn seiner Habe

verlustig erklärt. — Arm und schwertlos schritt Dietwald am Morgen, nachdem ihm das Urteil verkündet, aus dem Thore der Stadt, in das er vor wenig Tagen eingezogen. Der Thorwärter lag in seinem Fenster. „Euer Scheiden thut mir weh," rief er dem Ziehenden zu, „habe Euren Vater so wohl gekannt, es ist gut, daß der Alte den Vorfall nicht erlebt." — „Leset nach, was im Sirach steht, am achten Kapitel," sprach Dietwald, „dort heißt es: ‚Habe keinen Zwist mit dem Gewaltigen, auf daß du ihm nicht in die Hände fallest!' Und noch etwas will ich Euch sagen, was ein alter Heide vor mir gesagt hat: ‚das Recht ist dem Spinnengewebe gleich, die starken, großen Fliegen gehen hindurch, die kleinen, schwachen bleiben hangen und werden gestochen.' Könnt es nachlesen, es steht im Rechtsbuche von Soest. Und nun lebt wohl, ich fahre in's Elend!"

Im Frühdämmern desselbigen Tages ging Margarete mit einem Kranze und einem Strauße nach dem Friedhofe; das Herz war ihr so schwer, wie es noch nimmer im Leben gewesen; an der Pforte des Friedhofs traf sie Valentin, den Küster, der erzählte ihr viel von Dietwald und seinem Besuche bei ihm, und er war des Lobes voll von dem Manne und seinem tiefen Gemüte. Auch für das Geigenspiel zum Tanz wußte er eine Entschuldigung. „Er mußte es thun," sagte er mit schlauem Lächeln, „denn sein Vater hatte ihm durch mich geheißen in letzter Not, er solle lustig sein und den Kopf nicht hängen lassen, wenn er ihm bei der Heimkehr nicht vorfinde. Wollte auch vielleicht das Stimmlein der Geige mal wieder hören, der Dietwald," fuhr er fort, „ob es noch fein lieblich klinge und ihm Grüße bringe von dem alten seligen Manne!"

Da legte Margarete Kranz und Strauß auf die geweihten Stätten, wie sie es immer gethan und ging

traurig heim; — und als sie abends die kleine Imma entkleidete und die Schnur mit dem Schutzheiligen fand, die das Kind bis dahin sorglich vor allen geheim gehalten, als das Kind ihr erzählte, daß Dietwald gesagt, wer die Schnur nicht mehr habe, müsse immer weinen, da schluchzte die schöne Grete von Soest bitterlich. Und Imma legte der Muhme die Schnur um den Hals und flüsterte: „Ich will dir das silberne Männlein schenken, nein, es soll dir und mir, jedem halb gehören, dann weinen wir beide nicht mehr."

III.

Mancher denkt, er reise dem Glück entgegen und kommt in des Teufels Küche, mancher hinwiederum wähnt, er fahre ins Elend, und gelangt in ein Rosengärtlein.

Tagelang war Dietwald gewandert, er wollte zurück in das Schweizerland, schon war er in rheinisches Gebiet gelangt schon waren die Zehrpfennige, die ihm der Rat von Soest belassen, damit er nicht zu betteln brauche, bis auf einen geringen Rest zerronnen, als er eines Morgens auf seiner Wanderung durch die spätherbstliche Landschaft ein buntes Heerlager am Wege erschaute. Die Farben von Kleve blinkten ihm auf Flaggen und Feldbinden entgegen, und als er dem rastenden Heerhaufen nahe gekommen, sah er den Herzog Johann von Kleve auf einem gestürzten Fasse an der Straße sitzen; das „Johannken mit den Schellen," wie ihn das Volk nannte, weil er Gürtel, Knie- und Armbänder mit kleinen klingenden Glöcklein und Rollschellen besetzt trug und auch das Zaum- und Sattelzeug seines Pferdes mit solchen zu schmücken pflegte, nach Sitte burgundischer Männer.

„Euch sollte ich kennen," rief der leutselige Herr, als er Dietwald des Weges kommen sah, „beim

heiligen Pankratius, Ihr seid mir schon einmal begegnet."

„Ihr irrt Euch nicht, Herr," entgegnete Dietwald und zog ehrerbietig die Kappe, „drüben am Rhein war es, als wir unter Eurer Führung die Kölner aus Rand und Band gehauen."

„Stimmt!" versetzte der Herzog eifrig, „und Ihr seid der Mann, der die kurios-lustigen Reiterlieder dichtete und sang und damit der Soldateska neuen Mut in die lahmen Knochen zauberte, wenn sie müde geworden!"

„Der bin ich und Vrischemai heiß' ich," bestätigte Dietwald fröhlich.

„Und jetzt wollt Ihr fort, Vrischemai, jetzt, da das Ungewitter vielleicht noch am tollsten über uns hereinbricht?" fragte der Herzog.

„Ich will nicht, ich muß," erwiderte dieser erregt, „sie haben mich aus meiner Vaterstadt Soest ausgewiesen, wie einen räudigen Hund, weil ich einem Schreiber alldort aus Versehen die Backe geschlitzt und ihren Stadthauptmann eines Schusters Sohn genannt habe."

„Bei der alten Sibille von Kleve, es war nicht fein, daß Ihr solcherlei ausübtet, aber erzählet mir, wie Ihr dazu gekommen," sagte der Herzog, klingelte mit den Schellen und strich sich den Bart, als habe er ein besonderes Wohlgefallen an dem offenen Wesen des frischen Gesellen.

Dietwald berichtete alles genau und der Wahrheit gemäß, daß „Johannken," sowie die ihm nahe stehenden Feldobersten hörten aufmerksam seine Mitteilung an, gaben auch wohl Beifall oder Mißfallen durch stumme Zeichen zu erkennen. „Ich will wieder ins Schweizerland unter die östreichische Fahne, die ich Jahre lang getragen in Ehre und Zucht," schloß der Erzähler.

„Euch aber, hoher Herr, möchte ich um eine Gnade bitten: Gebt mir ein Schwert wieder und einige Scherflein, denn die Pfennige des Rats sind fast verbraucht, und wenn ich einmal betteln soll und muß, thu' ich's noch am liebsten bei einem Könige oder Herzog."

„Sollt haben, was Ihr begehrt," tröstete der von Kleve, „sollt auch ein Pferd und ein Faustrohr haben, aber nach der Schweiz sollt Ihr nicht zurück, ich schleppe Euch mit nach Soest."

„Verzeihet, Herr, das geht nicht an, so gern ich Euch folgte," wehrte Dietwald, „ich mag mich dort nicht wieder aufdrängen."

„Das sollt Ihr auch nicht," rief der Herzog, „ich lade Euch dem Rate wieder auf den Hals; ich bin der Schirmherr der Stadt und Ihr sollt Eure Freude haben, wie sie dort die Lippen verziehen werden zu liebreichem Grinsen, wenn ich Euch in Euren Gottesfrieden wieder einsetze."

„Aber der Stadthauptmann," wandte Dietwald ein, „wie kann ich unter ihm dienen, Herr?"

„Der ist im Grunde kein schlechter Mann," unterbrach ihn der Wohlgelaunte, ein tapferer Haudegen, ein zäher Geselle, läßt sich aber von mir mancherlei gefallen; sie mögen ihm bei dem Herzoge von Berg auch vielleicht unrecht gethan haben," fuhr er fort, „obschon mir seine Herkunft noch immer etwas dunkel und böhmisch geblieben ist. Ein rechter Mann aber fürchtet sich nicht, weder vor dem Teufel, noch vor dem Stadthauptmann von Soest — hier ist meine Hand — wollt Ihr mit, so schlagt ein, sonst fahrt meinetwegen zum Kuckuck und seiner Großmutter!"

Dietwald überwand jegliches Bedenken bei des Herzogs ermunternder Rede, hastig ergriff er die ihm gebotene Hand. „Ich folge Euch, Herr," sagte er mit

bebender Stimme, „mit Gut und Blut, Haut und Haar, treu bis zum Tode."

„Konrad Sterke," sagte Johann zu einem Obristen, der neben ihm stand, „holt mal die einzige Fahne, die ihren Träger verloren!" und als die Fahne gebracht wurde, gab er sie Dietwald, der in tiefem Dankgefühl vor ihm niedergesunken war; „nimm sie und trage sie mit Ehre und Zucht, wie früher die Farben Oestreichs, dann kannst du, wenn du nicht unter ihr fällst, auf ihr höher steigen," rief er Dietwald zu, „und nun, ihr Herren," wandte er sich an die Umstehenden, „laßt uns aufbrechen."

Bald war Dietwald mit Roß, Schwert und Faustrohr versehen, und mit einem Hochgefühl, daß ihm die Brust fast zersprengen wollte, ritt er mit des Herzogs Gesellschaft der Heimat wieder zu.

Auf dem Marktplatze der Stadt, von dem an der Fahrstraße belegenen Hause des regierenden Bürgermeisters, hatten sich die Ratmannen und die Ersten der Besatzung in festlichem Gepränge zu feierlichem Empfange aufgestellt, als der Herzog von Kleve, ihr mächtiger Schutz und Schirmvogt, nach glücklich beendeten Streifzügen im Kölnischen Gebiete, seinen Einzug hielt. Unter den frohlockenden Klängen der Trommeln und Pfeifen, der Zinken und Hörner zog Johannken mit den Schellen an der Spitze seiner achthundert Reisigen auf den Platz, ließ die Fahnen vor dem Rate schwenken, der die Begrüßung ehrerbietigst erwiderte, mit tiefem Sichneigen und freudigem Schwenken der Federhüte. Huldvoll redete der Herzog, der aus dem Sattel gesprungen war und um den sich die Fahnenträger zur Rechten und Linken geschart hatten, mit Johann von dem Broke, der in seiner köstlichsten Samtschaube prangte und die schwere, goldene Kette mit den Insignien seiner Würde umgelegt hatte, freundliche Worte

richtete er auch an diesen und jenen würdigen Mann aus der Versammlung, als aber die feierliche, allgemeine Begrüßung ihr Ende erreicht, als der Bürgermeister mit zierreichem Wortschwall den Herzog gebeten hatte, auf dem Rathause zu einem gebührlichen Festmahle sich zu setzen, welches die Stadt ihrem Schutzherrn konferieret, sagte Johann von Kleve mit lauter Stimme: „Gern nehme ich die Ladung der getreuen Stadt an, eine Bitte aber möchte ich zuvor an Euch richten: „ich habe einen Mann in meinem Gefolge, von dem ich nicht weiß, ob er Euch ein lieber Gast ist. Dietwald. Vrischemai!" rief er, und eine unruhige Bewegung kam bei dem Rufe über die Versammelten, welche noch zunahm, als Dietwald vor dem Herzoge mit wehender Fahne erschien. „Diesem Manne habe ich mein Wohlwollen zugewandt," fuhr Johann mit einem seltsamen Lächeln fort, „er hatte sich gegen das Recht der Stadt vergangen, aber er bereut seine That, soweit er sich vergangen, und ich bitte den hohen Rat, daß er diesen meinen Fähnrich wieder in seinen Gottesfrieden einsetze."

Wie der Herzog vorher zu Dietwald gesagt hatte, geschah es, Johann von dem Broke verzog sein Gesicht zu freundlichem Grinsen, und die übrigen folgten dem Beispiel. „Es sei so übel nicht gemeint gewesen," hieß es, „man habe nur dem Rechte seinen Lauf lassen wollen, dem Rate habe die unvermeidliche Strenge selbst leid gethan, solcher Fürsprache gegenüber müsse jeglich Bedenken schwinden und gleich am folgenden Tage solle alles in bester Form beglichen werden."

„So danke ich Euch für diese Bereitwilligkeit!" rief der Herzog und schritt den Ratsverwandten vorauf in den fahnengeschmückten Bankettsaal des Stadthauses. Ehe er sich dort zu Tisch setzte, berief er Gerwin von Harf und den Sekretarius, die sich eifrig besprachen und von deren Gesichtern alle Lust am Festmahl

geschwunden war, zu sich. „Ich habe Euch nicht kränken wollen," sprach er freundlich, „mit der Milde, die ich soeben geübt; sie war notwendig, denn solch' ein Mann, wie Brischemai, ist schwer zu ersetzen und daß ich recht hatte, also zu handeln, werdet Ihr später einsehen."

Er wandte sich kurz ab, das Mahl begann, große Munterkeit herrschte an der Tafel und der munterste von allen war das Johannken mit den Schellen.

Unten am Markte hatten Freunde und Bekannte den lachenden Fähnrich umringt, er war eine volkstümliche Person geworden durch seinen Streit mit dem Stadthauptmann. Viele freuten sich über die Gnade, die ihm der Herzog erwiesen, zumeist diejenigen, und es waren ihrer nicht wenige, welchen Gerwins Härte und hochfahrendes Wesen bereits Aergernis gegeben. Eine aber freute sich zumeist über den Wechsel der Dinge, das war Margarete, die des Herzogs Worte von dem Hintergrunde des Wohnzimmers aus bei geöffnetem Fenster vernommen hatte; sie freute sich über den Wechsel, in diese Freude jedoch mischte sich das Gefühl der Bangigkeit und des kleinmütigen Zweifels. Sie hatte sich Gerwin gelobt, freilich hatten Wunsch und Zureden des Bruders mächtiger sie zu diesem Verlöbnis getrieben, als eigene, innere Neigung, aber der Bund war einmal geschlossen und es widerstrebte ihrer Ehre, das gegebene Wort zu brechen, ohne einen anderen Grund, als den, daß ihr die Jugendliebe mit dem alten, beseligenden Zauber Herz und Sinn wieder gefangen genommen. Sie wollte ihr Wort halten, den Willen hatte sie, aber das Vollbringen war ihr schwer gemacht, jetzt, da Dietwald wiederum in ihre Kreise getreten und wiederum Herr und Meister ihrer Gedanken geworden war. Der Widerstreit ihrer Empfindungen mußte niedergekämpft werden, sie war entschlossen zu

treuem, ehrlichem Kampfe, aber tief unten im Herzensgrunde regte sich ein flüchtiger Gedanke, der sich scheu zu dauerndem Wunsche gestaltete, daß eine Wendung, die sie nicht herbeiführen wollte und mochte, ihr das wiederbringe, was sie verscherzt hatte. Grauenvoll war es ihr, bei diesem Wunsche an die Wechselfälle des Krieges zu denken; dachte sie daran, so bat sie Gott, Gerwins Leben zu schützen, lieber ihr jeglichen Erdenwunsch zu versagen, als durch den Tod des Verlobten ihn zu gewähren; es war ihr ein heiliger Ernst mit dieser Bitte.

„Und wollt ihr wissen, wie das geschah?
Am frühen Morgen waren sie nah
Im dichten Nebel geschlichen;
Die Kölnischen waren vor Soest gerannt,
Unter Bischof Dieterichen," —

klang es an Margaretens Ohr durch das offene Fenster, von der „Stadt Lippe" herüber. Dort sang Dietwald mit volltönender Stimme ein Lied von dem Ansturm der Kölner auf das Grandwiger Thor im vergangenen Sommer, von dem kläglichen Abzuge des Bischofs und dem Jubel der Stadt, er hatte das Lied bei seiner Rückkehr unter Herzog Johann nach dem, was er in Soest über den Ansturm vernommen, verfertigt und den Soestern gefiel es ungemein, ihre Thaten im Gesange verherrlicht zu hören. Großer Jubel entstand, als der Sänger geendet. „Seid nur getrost," rief Dietwald, „ich singe euch noch bessere Lieder, wenn ich erst selber gegen die Bischöflichen wieder zu Felde liege und mit eigenen Augen schaue, was sangeswert ist."

Er blieb denn auch nicht lange um Stoff zu seinen Schwertliedern in Verlegenheit, bald entbrannte die Fehde aufs neue mit seltener Heftigkeit. Schon seit Jahren hatten die Soester mit dem Kurfürsten und Erzbischof Dietrich von Mörs in grimmigem Kriege

gelebt um ihres guten Rechtes willen; sie hatten die unberechtigten Steuern nicht zahlen wollen, die der arg verschuldete Bischof als ihr Schirmherr von ihnen gefordert, dann hatte Dietrich von Mörs der widerspenstigen Stadt ihre besten Privilegien entzogen, und die erbitterten Soester hatten sich unter den Schutz des Herzogs von Kleve gestellt, dem Bischof einen Absagebrief geschrieben und zum Schwerte gegriffen, denn sie wollten lieber sterben, als das Stadtrecht sich schädigen lassen. Bislang waren sie glücklich in der Kriegführung gewesen, die wohlgerüstete Stadt hatte den Kölnern allezeit kräftig widerstanden und der Bischof war mehr und mehr verarmt in der für ihn unglücklichen Fehde. Wohl gelangen auch die Streifzüge in das Kölner Gebiet im Anfange des Winters, als Dietwald mit den Reisigen des Herzogs gegen den Bischof zu Felde lag; auf diesem Kriegszuge zeigte es sich, daß der Herzog recht gehabt, als er gesagt, ein Mann wie Dietwald sei schwer zu ersetzen, sein tapferer Arm war es nicht allein, der den Ausspruch rechtfertigte, vor allem war es seine muntere Art, mit der er die Genossen aufrecht hielt in Not und Gefahr, seine Liedkunst, mit der er sie anstachelte zu rühmlichen Thaten, sein heißer Mut, mit dem er ihnen die Fahne vortrug, der sie so willig folgten, als ob der Sieg ihnen überall gewiß sei, wo Dietwald Vrischemai schreite. Lachend betrachtete ihn oftmals das Johannken mit den Schellen, wenn er abends bei den Lagerzelten seine Weisen erklingen ließ; zwar, sie waren nicht alle kunstgerecht und schön, diese Lieder; Verse, wie:

„Die kurze Weile war nicht lang,"

liefen mit durch, aber den Kriegsmännern dünkten sie allesamt fein und löblich gesetzt und das war die Hauptsache.

Im Anfange des neuen Jahres erklärte auch der Herzog von Burgund dem Bischof den Krieg. Der Mut der Soester und Klevener wuchs, sie unternahmen im Frühjahr einen Zug bis an die obere Ruhr, dann aber kehrten sie heim, denn Dietrich von Mörs hatte Helfershelfer gefunden, die den Rückzug notwendig machten. Herzog Wilhelm von Meißen und Thüringen hatte einen Kriegszug gegen seinen Bruder, den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg, mit dem er in schwerer Zwietracht lebte, vorbereitet; neben seinem Heere von 20 000 Mann hatte er eine Kriegshorde wilder, raub- und beutelustiger Böhmen von annähernd gleicher Zahl angeworben; als aber die böhmischen Scharen unter dem Grafen Sternberg bereits zu ihm gezogen waren, machte er Frieden mit seinem Bruder und von dem sehnlichen Wunsche erfüllt, der gefährlichen Gäste, die er berufen und die sich nicht ohne weiteres abweisen ließen, wieder los und ledig zu werden, bot er sie Dietrich von Mörs als Hilfsmannschaft gegen Soest und Burgund an, versprach auch, ihm seine Meißnischen Truppen zu Diensten zu stellen. Der Kirchenfürst von Köln überwand alle frommen Bedenken diesem Anerbieten gegenüber und im Anfange des Sommers zogen die böhmischen Horden mit den Meißnischen Truppen den Kölnern zur Hilfe. Auch der Kurfürst von der Pfalz, der Herzog von Braunschweig, die Stadt Dortmund, die Bischöfe von Münster, Minden und Hildesheim hatten sich inzwischen auf die Seite der Kölner gestellt, Soest hatte nur an den märkischen Städten neue Helfer, neben Burgund, gefunden. Schleunigst war der Herzog von Kleve mit seinem Heerhaufen von der oberen Ruhr aus hinter die schirmenden Mauern von Soest heimgekehrt; viel Not und große Arbeit herrschte alldort, gemeinsam mit Lippstadt betrieb man die Rüstung, die Arbeiten an den Verteidigungswerken, in unermüdlichem

Eifer, die Besorgnis der Städter war groß, aber die Verzagtheit kam nicht über sie, man erwartete gottergeben ruhig, im Vertrauen auf die gerechte Sache das Herannahen der Feinde.

„Ihr Bischöfe von Münster und Hildesheim,
Was sucht ihr am Rheine nach Honigseim?
Was habt ihr in Köllen verloren?
Wisset und merket: Gott hat euch Pfaffen
Nicht zum Rauben und Kirchenschinden geschaffen,
Schämt euch, ihr alten, greisen Thoren!"

Mit solchen und ähnlichen Liederversen verspottete Dietwald die feindlichen Bischöfe, Städte und Gewaltigen, wenn er abends in sommerlicher Luft im Ringe der Zechgenossen vor der „Stadt Lippe" saß; mit größtem Behagen sang er aber seine Weisen auf die „böhmischen Schlitzaugen," über die das Gerücht ging, daß sie wie Affen gestaltet und die steilsten Mauern ohne Leitern und sonstigen Behelf erklimmen könnten; er dachte bei solchen Spottliedern an Gerwin, der ja auch ein Böhme, und der schärfste Hohn schien ihm nicht scharf genug. Wenig kam er mit dem Hauptmann inmitten des vielen Kriegsvolks, das die Stadt zur Zeit beherbergte, in nähere Berührung, der Dienst führte ihn selten mit jenem zusammen, geschah dies aber, so betrachtete ihn Gerwin immer noch finster und mißtrauisch, die Beleidigung vergaß er nicht, und das kühle, befremdliche Wesen, das Margarete ihm gegenüber wider Willen beobachtete, seit Dietwald heimgekehrt war, schrieb er unbedenklich auf Rechnung des verhaßten Standartenjunkers. Margarete hatte sich geweigert, Hochzeit zu halten, solange die Stadt von dem Kriegssturm hart bedrängt sei, diese Weigerung hatte die Zustimmung Johanns von dem Broke gefunden, und Gerwin war gezwungen, der Entschließung beider sich zu fügen.

Mitte Juni zogen die böhmischen Soldtruppen unter dem Grafen Sternberg vor Lippstadt. Mord und Brand kennzeichneten den Weg, den sie bis dahin genommen; zwölf Tage wurde Lippstadt beschossen und berannt, die Feste widerstand mutig dem Ansturm, dann befahl der Bischof von Köln, dem die Demütigung der Soester zumeist begehrenswert erschien, die Belagerung zu unterbrechen und zunächst die Mauern von Soest niederzulegen. Auf Peter- und Paulstag langten die unbändigen Horden, denen sich auch die Meißnischen Truppen inzwischen zugesellt hatten, vor der wohlgegürteten und geharnischten Stadt an und umschlossen die Wälle. Man versuchte, die Ringmauern mit den Walltürmen durch eifriges, anhaltendes Beschießen zu brechen, bis dies gelungen, wollte man die Gräben mit Reisholz hier und da angefüllt, die Sturmleitern zur Mauerersteigung angefertigt haben, um hiernächst den entscheidenden Ansturm zu wagen. Vierzigtausend Mann entwickelten ihr geschäftiges Treiben um die Schanzen des Weichbildes unter dem dumpfen Brüllen der Bombarden, Feldschlangen und Kartaunen; eifriger jedoch als der Feind vor den Thoren, war man innerhalb der Bastionierung, emsig wurde jede Lücke in Wall und Turm wieder ausgefüllt, jede Flamme, die ein Brandpfeil verursacht, gelöscht, heftig erwiderten die Stückjunker aus den Mauerscharten das Feuer der Geschütze und oben aus den Laufzinnen spieen die schweren Tarasbüchsen vernichtende Kugeln in den Feind. Stolz flatterten die Banner von Soest neben den Kleveschen und märkischen Fahnen von Turm und Mauerzacke in den Abend, wie in den Morgen, tagelang hatte die Beschießung gewährt, mancher tapfere Bürger war in die Laufgräben niedergesunken, aber auch die Feinde hatten schwere Verluste erlitten, und die Stadt stand so hoch und fest, wie bei dem Krachen des ersten Schusses.

Nun war es still da draußen, als ein neuer Morgen erwachte, die Geschütze schwiegen, Ruhe herrschte im Lager; Bischof Dietrich war ungeduldig geworden, der Hauptsturm sollte gewagt werden, nachts war alles vorbereitet. In Soest trug man St. Patrokli Gebeine umher in feierlichem Umzuge, las an den Hauptthoren einen Abschnitt der vier Evangelisten, damit der Herr über die Stadt wache, ohne dessen hütendes Auge des Wächters Mühe umsonst ist. Bis Mittag hatte die Ruhe gedauert, da donnerten die Geschosse plötzlich mit jähem Schall und Anprall gegen die Bastionen und unter dem Heulen der Kartaunen begann der Sturm. Zahllos, wie die Blätter am Baume strömte das wilde Volk im Laufschritt an die Wälle, mit heißem Mute arbeitete es sich durch die Gräben, mit hastendem Fuße, mit krampfig tastender Hand klomm es die Schanzen hinauf an Leitern und ausgezackten Stangen. Alle waren sie dem Tode geweiht, die dort stürmten, die ihr trotziger Mut in die ersten Reihen getrieben. Viele strauchelten bereits in den Gräben, vom Bolzenschuß oder vom Steinwurf getroffen, diejenigen aber, welche die Mauern erreichten, welche sich mit keckbehelmtem Haupte hinaufschwingen wollten auf die abschüssige Brüstung, schossen vom Axtschlag getroffen wie Taucherenten hinab in die Tiefe. Neue Scharen bewegten sich heran, höher stieg in ihnen mit dem Grimme der Eifer, über die Leiber der Gefallenen eilten sie im Sturmschritt hinweg, wilden Tieren gleich klommen die Böhmen mit der geschmeidigen Gelenkigkeit der Katze an den Strebepfeilern empor auf schwankem Rüstzeuge. Heißer wurde das Gedränge, lärmvoller der Kampf; das Wutgeheul der ringenden Männer, das mißtönige Schreien und Aechzen der Verwundeten und der Sterbenden war stetig im Steigen; in den glühenden Strahlen der Junisonne ermattete dem Bürger der

Arm, der rastlos die Axt schwang und den Stein von dem Mauerrande schnellte; aber hurtig sprangen neue Streitkräfte an die Stelle der verbrauchten, wie jenseits der Wälle die Angreifer wechselten. Stundenlang währte der Kampf, schwächer wurde die Abwehr, die Masse der Feinde wirkte zu wuchtig auf die Besatzung, es galt, einen Teil der Stürmenden von den Mauern zurückzulocken, das Nachdrängen frischer Streitkräfte zu hindern. Auf ein gegebenes Zeichen schmetterten Hornstöße von den Türmen an den vier Enden der Stadt und aus den Thoren sprengten die Kleveschen Reiter mit jubelnden Fanfaren und fliegenden Fahnen in den Feind.

Da stockte der Kampf um die Mauern ein Weilchen, überraschend war den Belagerern das waghalsige Beginnen der Besatznng, allgemeine Verwirrung entstand im Lager, Lärmsignale riefen die Sturmmannschaft zur Bildung viereckiger Heerhaufen auf den Plan zurück, aber die Kleveschen Reiter hatten inzwischen ihr vernichtendes Werk meisterlich begonnen. Sie ritten nieder, was sich ihnen entgegenwarf, sie brachen in die dichtesten Scharen mit kräftigem Schwerthieb und sprengten die Haufen, noch ehe ihnen die Viereckaufstellung völlig gelungen; wohl wurde manchem das Pferd niedergestochen von den kurzen Handmessern der Böhmen, wohl sank mancher todwund aus dem Sattel, von Schwert oder Pfeilschuß getroffen, aber sie sanken alle um hohen Preis, die da fielen, sie hatten die Zahlung für ihr Leben dem Feinde vorweggenommen.

Inmitten des wilden, hin- und herwogenden Getümmels ritt, als leuchtendes, ermunterndes Vorbild der Seinen, Herzog Johann; neben ihm keuchte Dietwald mit der Fahne, die er mit der Linken im Sattelringe hielt, während die Rechte ab und zu einen raschen, kraftvollen Schwertschlag vollführte; beide waren umschart

von getreuen Kampfgenossen, welche auch heute die sieggewohnte Fahne scharf im Auge hielten. Aber je länger der Kampf währte, desto schwieriger wurde die Lage der Kleveschen Reiter, denn der Feind hatte sich inzwischen zu festeren Reihen geschlossen und wohlgeordnete Haufen des Reitervolks drängten mit dem Fußvolk ihnen entgegen. Furchtbar wurde der Kampf, grauenvoll das Morden; auch der Herzog geriet in größte Gefahr, in den Gassen des Lagers sprengte Bernhard von Büren, ein Mann von riesiger Leibesgröße, gegen ihn an, schon hob er sein langes, blinkendes Schwert gegen den Kampfesmüden zu wuchtigem Schlage; da, in dem Augenblicke der höchsten Not, streckte Dietwald das flatternde Fahnentuch zwischen den Angreifer und seinen Herzog und als jener auf scheuendem Rosse wild nach der Fahnenstange hieb, stach er ihn mit scharfgezieltem Schwertstoß aus dem Sattel. „Das vergeß' ich dir nimmer, Dietwald!" schrie Johann von Kleve und da er jetzt die mißliche Lage der Seinen auf dem vorgeschobenen Posten erkannte, gab er das Zeichen zum Rückzuge. Hornsignale vermittelten des Herzogs Befehl von einem Ende der Stadt zum andern, regelrecht, unter langsamem Kampfe und häufiger Schwenkung gegen den nachstürmenden Feind suchten die Reiter den Stadtwall zu gewinnen, und als sie in möglichst geschlossenem Zuge sich an den Mauern gesammelt, sprengten sie durch die rasch geöffneten Thore hinter die schirmenden Bastionen. Was an Feinden nachdrängte, wurde in den Thorstraßen niedergehauen, was an Freunden draußen geblieben, fiel in die Hände der Belagerer.

Mancher war nicht heimgekehrt, der fröhlich mit ausgeritten zu keckem Wagnis, mancher glitt in den Straßen blutend vom Pferde; die Arbeit draußen war schwer aber nicht umsonst gewesen und die Besatzung

hatte inzwischen leichtere Mühe gehabt. Nun begann der Sturm auf die Mauern wieder mit erneuter Heftigkeit, die Kleveschen Reiter eilten, nachdem sie am Stadthause stärkenden Trunk gethan, der Verteidigungsmannschaft zur Hilfe und das todesmutige Ringen hüben und drüben dauerte mit geringer Unterbrechung fort bis zum unsicheren Zwielicht des Abends. Fackeln wurden entzündet, ihre weitschweifenden Flammenzungen beleuchteten strahlend die Bastionen, aber gefahrvoller wurde jetzt die Verteidigung, im täuschenden Schimmer der unruhig flackernden Lichter gelang es den Böhmen hier und da festen Fuß zu fassen auf den Mauern und in kleinen Häuflein in die Stadt zu dringen; die Kampfnot stieg, die Bürger griffen zu dem letzten Verteidigungsmittel, die Weiber von Soest wurden entboten, damit sie die Mauern schützten, während die Männer im Handgemenge mit den eingedrungenen Feinden rangen. Sie folgten auch dem Rufe, ihre schwachen Arme führten freilich weder Axt noch Bogen, sondern gewohntes, aber nicht unwirksames Gerät. Sie handhabten Eimer und Kessel mit heißem Kalk und Mehlbrei, den gossen sie hinab auf die emporklimmenden Streiter mit emsiger Hand, und ihre Schwestern hinter ihnen am Feuer wurden nicht müde in Bereitung und Darreichung der verderblichen Brühe.

Auch die schöne Grete von Soest war herbeigeeilt, sie wollte nicht müßig bleiben inmitten allgemeiner Gefahr, vom Fackelschein umloht stand sie in rüstiger Thätigkeit auf einer der Laufzinnen. Staunend sah Dietwald auf das furchtlose Mädchen, als er auf der breiten Mauer sie erschaute; so schön, so hehr war sie ihm nimmer erschienen, als jetzt. „Margarete," stüsterte er ihr zu und stieß die Fahne, die er pflichttreu auch hier als Wahrzeichen trug, in das Gemäuer, „verstattet mir, daß ich bei Euch verharre, denn der Kampf

wird arg und ärger und Gottes Ratschlüsse sind dunkel!"

Sie verharrte abgewandt in knieender Stellung, sie hatte kein Wort der Erwiderung auf die mit herzlichem Tone gesprochenen Worte.

„Margarete," raunte er wieder, und sie lauschte jeglichem Worte mit gespannt horchendem Ohre, „ich hätte gern mit dir gelebt, Gott weiß es, wie gern; aber es hat nicht sein sollen, — da wäre es mir ein Trost, wenn uns eine — meine — Fahne statt des Hochzeitlinnens beschlüge zu freudigem Sterben."

Sie blieb stumm, aber ein leuchtender Blick aus ihren Augen traf ihn und ein Nicken des Hauptes sagte ihm, daß sie seine Worte billigend verstanden, emsig regte ihre Hand den qualmenden Kessel, Dietwald trat hinter sie und langte die Armbrust von seiner Schulter; scharf bestrich sein Auge den Mauerrand, jedes verzerrte Gesicht, das emportauchte an der Brüstung, schoß pfeilgetroffen hinab, unter der Hand des helläugigen Schützen. Längere Zeit hatten beide unter lustig flatternder Fahne ihres Amtes gewaltet, als Gerwin von Harf zu ihnen trat, auf seiner Wanderung um die Festungswerke. „Margarete, du hier?!" rief er ihr heftig zu, und ein böser, mißtrauischer Blick aus seinen unheimlich leuchtenden Augen traf den Fähnrich. „Geh nach Haus," befahl er herrisch, „unlieb ist es mir, daß ich dich hier antreffe!"

„Ich gehe nicht," erwiderte sie trotzig, mit keuchendem Atem, „weder du, noch ein anderer kann mich zwingen, hinter den übrigen Weibern der Stadt zurückzustehen."

Unwillig biß er die schmalen Lippen und trat zur Seite. Margarete kümmerte sich scheinbar nicht weiter um ihn und Dietwald begann, während er den Bogen führte, auf hoher Warte einen munteren Liedvers zu

singen, den ihm der Augenblick eingegeben und der also lautete:

Sie thäten ein Bier ihnen brauen,
Aus Kalk gemischt und Mehl,
Das schöpften die Soester Frauen
Und schenkten es ohne Fehl;
Sie gaben ihr Leben wie schlechte Spreu,
Als wären die Pfeile Veilchen,
Da standen sie ohne Scheu.

Lauter Lärm, wildes Geschrei erscholl an der Mauer innerhalb der Stadt, wo Städter und Böhmen mit einander rangen; Gerwin wandte sich, um nach dem Getümmel zu schauen, da fuhr ihm ein schwirrender Pfeil neben dem Schulterblatt in den Rücken, krampfig reckte er sich empor, schwankte und fiel mit gestreckten Armen nieder auf das Mauergesims. Rasch nahten sich dienstbare Männer, ihn hinwegzutragen, Gerwins Augen hafteten auf Dietwald. „Wenn ich sterbe," schrie er den Trägern mit heiserm Röcheln zu, „so zeugt ihr statt meiner gegen den hinterlistigen Schurken, der euren Hauptmann erschossen, — gegen den dort bei der Fahne" — die Stimme versagte ihm, er deutete auf Dietwald. Während man den Verwundeten hinwegtrug, wurde jener, der starr bei dieser Beschuldigung dastand, von Soldknechten umringt, die ihn zur Rechenschaft zogen. Margarete hatte das Entsetzen den Arm gelähmt, fassungslos, ohne auf ihr Werk, ohne auf ihre Sicherheit Bedacht zu nehmen, schaute sie nach der Fahne, aber Dietwald hielt sie fest im Auge, während er mit den Knechten haderte und ihre Beschuldigung zurückwies, und als er sah, wie ein Böhme über den Mauerrand sich schob, das Schwert zog und auf die hilflose Margarete eindrang, machte er sich gewaltsam los, riß den Dolch aus dem Gürtel und unterlief den dräuend erhobenen Arm des Hussiten. Wie eiserne Klammern legten sich seine Arme um den

Leib des hageren Gesellen, mit raschem Stoß hatte er ihm das Messer von hinten in die Lunge gebohrt, der todwunde Mann zuckte auf in wildem Schmerze, das Schwert entfiel der Hand, mit Aufwand der letzten Kräfte umschlang er seinen Angreifer und schlug in tierischem Grimm die knirschenden Zähne in das stahlgesteppte Lederwams Dietwalds. Mit Aufbietnng all' seiner Stärke suchte dieser sich der Haft zu entwinden, aber der Böhme zerrte ihn mit zäher Gewalt an die Brüstung und zog in rückschnellender Bewegung ihn mit sich hinab von der Steinwand. Da schwanden der schönen Grete von Soest die Sinne, Frauen eilten von den Kesselfeuern herbei und brachten sie hinter bergenden Zinnen in Sicherheit.

Weiter tobte der Kampf, aber der Ansturm wurde matt und matter, nach Verlauf einer Stunde ließ der Feind ab von vergeblichem Ringen. Die Stadt war gerettet, der stolze Fürstbischof um seinen Lohn betrogen, fröhlicher Jubel ertönte in den Straßen, trotz manchen großen Verlustes, aber noch gab man sich nicht einer gefahrvollen Sicherheit hin, die ganze Nacht hindurch wachte die Besatzung auf den Wällen. Auch auf der Mauer an der Elvericksporte saßen schlummerlose Wächter, die fuhren empor, als sie unten im Graben den schrillen Schrei eines Habichts vernahmen, wagten jedoch nicht, über den Mauerrand sich zu beugen. Mit heiserem Rufe scholl es herauf: „Reicht mir eine Handleiter! Vrischemai, der Fähnrich, muß den Sieg mit euch feiern!" Nunmehr thaten die Wächter, wie ihnen geheißen, und bald saß Dietwald unter ihnen und stärkte sich mit herzhaftem Trunke. Er war glücklich gefallen; auf Reisig, das der Feind in den Graben geworfen, war er mit seinem Gegner hinabgeschossen und dieser hatte, da er zu unterst gelegen, den stärksten Stoß erleiden müssen. Als Dietwald des Böhmen sich

erledigt, hatte er sich hinter einen Strebepfeiler geduckt und des Kampfes Ende erwartet. „Unkraut vergeht nicht," „mögt ihr sagen," schloß er seine Erzählung, „ich aber sage euch, Gott hat mich behütet, nicht um meinetwillen, sondern um einer Jungfrau willen, nach der ich jetzo Umschau halten werde."

Er trank den Becher leer, dann eilte er fort und in der Ferne verklang sein Lied:

Mit sond'rem Fleiß zu deinem Preis
Heb' ich hie an und singe:
Hochherrlich Soest, nun sei getrost,
Sei froh und guter Dinge.

IV.

Die Befürchtungen der Städter, der Feind werde den Sturm widerholen, trafen nicht ein; die Kraft der Belagerer war gebrochen. Nachdem der stärkste Anprall erfolglos gewesen, durften sie von einem schwächeren sich keinen Gewinn versprechen; die Böhmen haderten überdem um den Sold mit dem Bischofe von Köln, sie brachten den Kirchenfürsten in harte Bedrängnis, denn der Säckel Dietrichs von Mörs war leer und er hatte die Böhmen bislang auf die Stadtkassen von Lippstadt und Soest vertröstet.

In Soest atmete man allgemach wieder auf nach der schweren Zeit, die inneren Angelegenheiten der Stadt fingen wieder an, die Gemüter zu beschäftigen, und die Hauptteilnahme hatte man zur Zeit dem Standartenjunker Vrischemai zugewandt. In dem Hause des Bürgermeisters von dem Broke wurde ein Kriegsgericht abgehalten. Gerwin von Harf, den man in das Wohnwesen seines Schwagers gebracht und der tagelang im Wundfieber gelegen, hatte den Klageschrei gegen Dietwald erhoben, und weil er krank und schwach war, sodaß er zum Standgerichte unter freiem Himmel vor

versammeltem Volke nicht zu erscheinen vermochte, war seinem Begehren nach einem Notgerichte im Bürgermeisterhause stattgegeben. Der Herzog selbst hegte als oberster Kriegs- und Schirmherr der Stadt dies „peinliche Gericht," er saß in pelzverbrämtem Mantel mitten an der Eichentafel, auf die er das nackte Schwert gelegt hatte, neben ihm hatten der Obrist Konrad Stercke und der Regimentsprofoß ihre Sitze eingenommen; ihnen gegenüber lag Gerwin von Harf mit bleichem, leidenden Gesichte in einem Armstuhle, neben dem Stuhle stand Dietwald. Kurz, formlos und wenig erbaulich war das Verfahren, wie es in kriegsgerichtlichen Sachen gehandhabt zu werden pflegte, heute aber nahm Johann von Kleve die Sache gewaltig ernst; er stellte Kreuz- und Querfragen an den Ankläger und den Angeklagten, und als diese, wie es schien, nicht den erwünschten Erfolg hatten, fuhr er, zu Gerwin gewandt, unwirsch in der Verhandlung fort.

„So bleibt Ihr dabei, daß der Angeklagte Euch nach Leib und Leben gestanden im Kampfe um diese Stadt?"

„Ich bleibe dabei," erwiderte Gerwin trotzig und ungeduldig, „habe auch Beweise genug. Draußen stehen die Zeugen, sie wissen, daß der Angeklagte in früher Jugend bereits die später mir verlobte Braut eifrig umworben hat, er hatte guten Grund, mich aus der Welt zu schaffen, und wie er mich haßt, hat er gezeigt, als er in der ‚Stadt Lippe' nach einem Scherzworte meinerseits mich gröblich beleidigte und das Schwert gegen mich zog. Wie hätte er die Gelegenheit ungenutzt verpassen sollen, mich auf der Stadtmauer hinterrücks zu morden und nachher glaubhaft zu sagen, der Feind habe mich niedergestreckt? Laßt dem Rechte seinen Lauf, jagt ihn durch die Spieße, er hat es an mir verdient."

„Dietwald Vrischemai," begann der Herzog, „schwer wird es mir, an Eure Schuld zu glauben, aber der Umstände Verkettung spricht wider Euch!"

„Ihr habt nicht nötig, die Zeugen zu vernehmen," entgegnete Dietwald, „frei und offen gestehe ich, daß ich Margarete von dem Broke von früher Jugend auf lieb gehabt, kann auch sagen, daß ich sie heute noch liebe; im Angesicht des Todes, dem mich dieser Kläger sicher aber ungerecht preisgibt, darf ich das bekennen; aber glaubt mir, nimmer habe ich versucht, ihm die Braut abwendig zu machen, fern hat mir That und Gedanke gelegen, den Gegner ruchlos zu beseitigen. —"

„Habt Ihr Zeugen und Eideshelfer, die Eure Unschuld darthun können?" unterbrach ihn der hohe Richter.

„Nein!" erwiderte Dietwald kurz.

„Woher sollte er sie haben?" rief Gerwin heftig. „Hinter den Zäunen, mit dem Scheine des Goldes hätte er Strauchdiebe werben müssen zu solchem Zeugnis. Nur sein Pfeil konnte mich treffen an dieser Stelle, denn nur er stand hinter meinem Rücken und als ich mich rasch umwandte, nachdem ich getroffen, sah ich die Mündung seiner Armbrust noch auf mich gerichtet."

„Wollt Ihr das schwören?" fragte der Herzog düster.

„Ich will es!" schrie Gerwin heiser, richtete sich auf und griff mit der Rechten nach seiner fiebernden Schläfe. „Sagt mir die Worte vor, ich spreche sie nach."

„So reckt die Schwurfinger empor!" befahl Johann von Kleve.

Da erschien Margarete in dem Thürrahmen, blaß war ihr Gesicht, aber sie bemeisterte ihre Erregung, mit langsamen Schritten trat sie vor Gerwin hin und faßte seinen Arm.

„Unseliger," sagte sie tonlos, „das Fieber verwirrt deine Sinne — du darfst nicht thun, was du thun

willst, mein Zeugnis müßte dicht vernichten, wenn du es thätest."

Staunend blickten die Richter auf das Mädchen, ein Zug größten Behagens lag in dem Antlitz des Herzogs, sprachlos stand Dietwald neben der, die von Gott gesandt schien zu seiner Rettung; sein leuchtender Blick haftete voll Innigkeit auf der jugendschönen Erscheinung.

„Was willst du hier im Saale?!" brauste Gerwin auf. „Schafft sie hinaus, sie stört die Verhandlung!"

„Ich befehle, daß sie hier bleibt," entschied Johann von Kleve, „sie vermag vielleicht, diese dunkle Sache zu klären."

„Was ich will?" rief Margarete erregt. „Ich will einen Schuldlosen retten vor deinem heillosen Geschwätze, ich will dir deinen Ring wiedergeben, den ich nicht länger tragen kann und mag nach dieser Stunde."

Sie warf einen goldenen Reifen auf den Tisch und holte tief Atem. „Ich bin Zeugin und Eideshelferin dieses Mannes," fuhr sie fort und deutete auf Dietwald, „ich habe gesehen, daß der Stadthauptmann von Soest ihm nicht den Rücken zugewandt hat, als er getroffen wurde, dicht an mir ist der Pfeil, der über die Mauer kam, vorübergeschwirrt, ehe er ihn erreichte; — so wahr Gott meiner Seele dereinst gnädig sein soll, so wahr ist, was ich sage. Stabt mir den Eid, ich will ihn leisten."

„So fahre hin mit deinem Buhlen, du falsche Lauscherin!" schrie Gerwin, der in seinem Stuhl zurückgesunken war, mühsam richtete er sich empor, mit wut- und schmerzentstelltem Antlitz schleppte er sich aus dem Saale, niemand hielt ihn zurück.

„Ich hatte eine Zeugin, die trefflichste liebste Zeugin, die ich mir wünschen konnte, und habe es nicht

gewußt," begann Dietwald, „wie soll ich Euch danken, Fräulein Margarete?"

„Der Kläger hat das Spiel verlaufen," rief Herzog Johann, „lasset uns ohne ihn das Urteil suchen. Glaubt ihr der Zeugin?" wandte er sich an die Beisitzer, „haltet Ihr den Angeklagten für schuldlos, oder verlangt ihr noch den Eid der Jungfrau?"

„Wir glauben der Zeugin auch ohne den Eid," erwiderten Obrist und Profoß einmütig.

„So spreche ich Euch frei von Klage und Schuld, Dietwald Brischemai!" verkündete Johann von Kleve feierlich. „Wäre der Urteilsspruch gegen Euch ausgefallen, weiß Gott, ich hätte Gnade für Recht ergehen lassen und Euch nicht durch die Spieße gejagt, denn Ihr habt mein Leben behütet im Reitergefechte vor Soest, da Ihr Euer Fähnlein schwenktet zwischen mich und den von Büren. Aber das Recht ist besser, als die Gnade, und so freue ich mich von Herzen, daß Ihr von Rechtswegen frei seid."

Er reichte Dietwald die Hand über die Tafel, die dieser freudig ergriff; dann schloß er die Sitzung, verabschiedete die Beisitzer und trat an das Fenster, wohin Dietwald und Margarete flüsternd sich zurückgezogen hatten.

„Da schleicht er hin, auf seine Zeugen gestützt," begann der leutselige Herr nach einem raschen Blick auf den Marktplatz, über welchen Gerwin seiner Herberge zuschritt, weil ihn nichts mehr zurückhielt im Hause der Braut. „Lassen wir ihn laufen, den düsteren Schleicher, die Gemeinschaft dieser Stadt taugt nicht mehr für ihn. Geht doch hinunter, Dietwald, und ruft mir den Bürgermeister herauf."

Dietwald ging. „Das habt Ihr gut gemacht, Fräulein Margarete," fuhr der Herzog fort, „und ich danke Euch, daß alles so gekommen. Aber warum

warntet Ihr Euren Freier nicht früher vor der gehässigen Klage?"

„Ich hatte ihn nicht wiedergesehen," entgegnete sie, „seit man ihn in dies Haus gebracht, mochte ihn auch nicht wiedersehen, da er mir verächtlich geworden, als er auf der Stadtmauer die falsche Beschuldigung gegen meinen Jugendgespielen ausgestoßen hatte. Ich wollte frei von ihm sein, da ich ihn nicht mehr achten konnte, und wählte den Weg, der mir als der beste erschien. Die gelobte Treue hätte ich ihm gewahrt, wenn mir das Herz auch manchmal rebellisch geworden ist, wer aber Treue verlangt, muß sie selber üben gegen sich und andere."

„Und wie wäre es nun mit einem redlicheren Freier?" fragte der Herzog mit listigem Augenzwinkern, „mit einem freiherzigen Liedersänger, mit einem gewissen Brischemai —"

„Sprecht heute nicht davon, gnädiger Herr," unterbrach sie ihn bittend, und das Blut schoß ihr ins Gesicht, „übel steht es einem Frauengemüte an, auf neues Verlöbnis zu sinnen, da das alte kaum gelöst ist."

Der Herzog nickte beifällig. „Habt nicht unrecht," murmelte er, indem er den Mantel abwarf, „wir kommen später darauf zurück!"

Dietwald trat mit dem Bürgermeister in den Saal. Johann von Kleve wollte erzählen, was vorgefallen, aber der Bürgermeister hatte von Dietwald bereits der Sache Verlauf vernommen.

„Wer hätte das denken sollen," sagte Johann von dem Broke mit ernstem Tone, „von meinem Schwager denken sollen, von dem hochgeborenen Stadthauptmann von Soest?"

„Er ist von heute an weder das eine, noch das andre," erklärte der Herzog. „Als Schwager wird er Euch nicht mehr gut genug sein und als Stadthauptmann

will ich ihn nicht mehr. Einen Stadthauptmann aber müssen wir wieder haben und wir haben nicht nötig, lange nach einem solchen zu fahnden. Dietwald Vrischemai, Ihr seid als tüchtig erkannt und bewährt erfunden im Kriegshandwerk, habt treu zu der Fahne gestanden und sogar Euren Herzog mit Eurem Fahnentuche gerettet; ich ernenne Euch kraft meiner Schirmvogtei zum Hauptmann dieser Stadt; Bürgermeister und Rat werden nichts dawider haben!"

Johann von dem Broke verneigte sich höflich, Dietwald wollte im überströmenden Gefühle des Dankes auf das Knie vor dem Herzoge sich niederlassen, auch Margarete schritt freudig auf ihn zu, er aber wehrte ihnen. „Laßt es gut sein, Kinder," sagte er, „nicht unverdient ist die Gabe, die ich euch geboten."

Rasch verabschiedete er sich mit freundlichen Worten, Dietwald wollte ihm folgen, aber der Bürgermeister zupfte ihn am Aermel. „Wenn es Euch gefällig," bat er, „seid heute mittag mein Gast, Euch ist bittres Unrecht geschehen von meinem Hause, da möchte ich gern einen herzhaften Trunk mit Euch thun auf gute Freundschaft."

Sobald Gerwin genesen, verließ er die Stadt; ein Wink war ihm gekommen, er möge Soest meiden, da man ansonst ihn peinlich befragen werde wegen der ungerechten Klage, in die er den Fähnrich verstrickt gehabt habe. Es hätte des Winks nicht bedurft, Gerwin war die Stadt ohnehin verleidet, er ging zu seinen Landsleuten, den Böhmen, die den Bischof Dietrich so hart um des Soldes willen bedrängten, daß er vor ihnen in das Kloster Geseke hatte entweichen müssen. Gerwin kam die Wut und der gierige Hunger seiner Landsleute wohl zu statten, er hatte den Schimpf, den ihm der Herzog von Berg angethan, nicht vergessen, er führte die Böhmen in die Grafschaft Ravensberg, die

dem Herzog von Berg gehörte und die Böhmen verwüsteten das blühende Land mit Raub, Mord und Brand an allen Ecken und Enden. Dann zogen sie heim; wo aber Gerwin geblieben, ob er im Kampfe gefallen oder nach Böhmen zurückgelangt, hat niemand erfahren.*)

Die Soester Fehde war beendet, der Friede war wiedergekehrt, auf dem Stadthause in Soest feierte man eine lustige Hochzeit und den Vortanz führte Dietwald Vrischemai mit der schönen Grete von Soest, denn sie waren das hochzeitliche Paar. Viele waren geladen, viele waren gekommen, auch der Domküster Valentin schob sich in dem Gedränge umher, seine Augen hatten hellleuchtenden Schein, als wolle er sagen: ich habe auch das meinige dazu beigetragen, daß dies alles sich also gefügt hat; auf erhöhter Ehrenbühne inmitten der vornehmsten Gäste saß das Johannken mit den Schellen, schaute in den wogenden Reigen und hegte ähnliche Gedanken, wie der Küster, wenn auch mit größerem Rechte.

Dietwald aber flüsterte Margarete zu, als er mit ihr durch den Saal schritt:

Zwei Sternlein am Himmel,
zwei Röslein am Hag;
Mein Herz und das deine sind
vom selbigen Schlag,

und sie erwiderte, indem sie ihm tief in die Augen schaute:

Wie's Waldvöglein singt, wenn's
der Frühling anweht,
So dringt mir ins Herze deine
liebliche Red!

---

*) Die Chroniken nennen einen Gerwin von Schwanenberg, dieser ist hier nicht gemeint.

Sie wurden glücklich die beiden, die sich wiedergefunden nach Not und Trübsal, sie kauften mit Margaretens Erbteil deren väterliches Haus am Grandwiger Thore zurück und auf den Querbalken des Hauses setzte Dietwald den Spruch:

Gott in mir,
Mein Herz in dir,
Gott mit uns Beiden
In Trübsal und Freuden.